

Ivi Perković

6

NACHTFAHRT NACH LIVNO

Roman

chter Verlag

All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2015
Achter Verlag, Acht und Weinheim
www.achter-verlag.de

ISBN 978-3-981767407

Lektorat: Martina Leiber
Gestaltung: GreenwoodFinch, Elmstein
Satz: Röser MEDIA, Karlsruhe
Druck: xxxxxxxxxxxxxxxx

Für meine Zwei und Alles

Inhalt

Erster Teil

Der verlorene Sohn

Zweiter Teil

Was habe ich dir getan, Bruder?

Dritter Teil

Winterzauber

Erster Teil

Der verlorene Sohn

Mein Name ist Niko. Das ist keine Abkürzung für Nikolaus oder Nikolas und man schreibt es auch nicht mit „c“, „ch“ oder „ck“. Man nennt mich auch nicht Nick oder Nicky. Mein Name ist einfach nur Niko.

Diesen Namen hat sich meine Mutter vor knapp vierzig Jahren für mich ausgedacht. Ich bin froh, dass sie nicht dem Amerikanisierungswahn verfallen ist, der in den Siebzigern das ehemalige Jugoslawien befallen hatte, und mir keinen Namen gegeben hat, der damals in Mode war. In den Siebzigern wurden auf dem Balkan viele Kinder auf Namen wie Džon, wie man in Bosnien John schreibt, oder Kenedi, was selbstverständlich Kennedy entspricht, getauft. Die Krönung dieses Amerikanisierungswahnsinns ist jedoch ein Mann, den es wirklich gibt. Seine Familie trägt seit vielen Jahrhunderten den Nachnamen Pek, und seine Eltern waren wohl der Ansicht, es sei eine gute Idee, ihn Gregori zu nennen. Also läuft heute in meiner alten Heimat ein Mann herum, der Gregori Pek heißt. Vielleicht gibt es ja sogar einen Džon Vejn. Ich weiß es nicht. Wie gesagt, es waren die Siebziger und auf dem Balkan herrschte ein heftiger Amerikanismus.

Meine Mutter war dagegen immun. Und auch wenn ich ihr vieles vorwerfen könnte: An meinem Namen habe ich nichts auszusetzen.

Übrigens, ich bin Kroat. Zumindest sage ich das jedem. Ich bin ja auch Kroat. Aber ich komme nicht aus Kroatien. Ich komme aus einem Land, in dem sich Mensch und Natur die gleichen Eigenschaften teilen. Beide stur und eigensinnig, ergänzen sie einander

perfekt und geben ein Bild ab, wie man es nirgendwo sonst auf der Welt finden wird. Die Sommer sind dort heiß und kurz, aber es sind die Winter, die meine alte Heimat so besonders machen. Sie sind rau und unberechenbar und auf ihre einzigartige Art und Weise schön. Aber genau das zeichnet Bosnien und die Bosnier aus.

Es ist kurz nach 20 Uhr. Ich habe vor einer halben Stunde meinen Sohn, der vor wenigen Wochen zur Welt gekommen ist, ins Bett gebracht und mich von meiner geliebten Frau Karin verabschiedet.

Ich habe nun Stuttgart hinter mir gelassen und fahre auf die A8, die mich in den Süden bringen soll. Ein vorbeiflitzendes Schild verrät mir, dass es noch 246 Kilometer bis München sind. Und wenn ich erst in München bin, sind es dann noch ungefähr 140 Kilometer bis Salzburg, dann weitere 240 Kilometer bis zur österreichisch-slowenischen Grenze. Ab da sind es dann noch 220 Kilometer bis Zagreb, der kroatischen Hauptstadt. Und ab Zagreb sind es genau 343 Kilometer bis nach Livno, einem kleinen Städtchen in Bosnien, in dem ich geboren und aufgewachsen bin. Ich möchte dort meine Eltern besuchen und ihnen persönlich von unserem kleinen Sohn erzählen. Er ist noch zu klein, um die Reises Strapazen auf sich zu nehmen. Vielleicht besuchen wir meine Eltern im Sommer zu dritt, aber jetzt, bei dieser Kälte, ist so eine lange Reise nichts für ein Baby. Meine Frau hat mir eine Menge Bilder eingepackt, die ich meinen Eltern zeigen will.

Ich schalte das Radio ein und wie bestellt sagt eine freundliche Stimme, dass die Straßen frei sind, und sie wünscht allen eine gute Fahrt. Hoffentlich bleibt es auch so, denke ich und rechne mir aus, wann ich in Livno ankommen werde. Wenn alles gut geht, bin ich morgen früh um 9 Uhr da. Also liegen dreizehn Stunden vor mir, in denen ich nichts anderes tun muss, als auf die Straße zu achten und vor mich hin zu rollen. Ich setze

meinen Fuß aufs Gaspedal, unser MINI pendelt sich bei etwa 130 Kilometern pro Stunde ein und ich treibe mein Gehirn zum Weiden aufs Feld, also „mozak na pašu“, wie man in Bosnien sagen würde, wenn man zum Ausdruck bringen will, dass man seinen Gedanken freien Lauf lässt.

Es war ein Sonntag im Sommer 1996, als mein Leben eine Wendung nahm, die maßgeblich dafür verantwortlich ist, was aus mir geworden ist. Wäre an jenem Sonntag nicht das passiert, was letztendlich passiert ist, würde sich meine Lebensgeschichte ganz anders lesen. Aber ich bin froh, dass jener Sonntag und alles, was ihm folgte, so gekommen ist.

1995 war der Krieg, in dem Katholiken zuerst mit Moslems gegen Orthodoxe kämpften und am Ende jeder gegen jeden schoss, zu Ende. Zumindest auf dem Papier. Verantwortlich dafür waren drei alte Männer aus Bosnien und Herzegowina, Kroatien und Serbien, die sich in Paris trafen, um ein Friedenspapier zu unterzeichnen, das sich ein anderer alter Mann aus den Vereinigten Staaten von Amerika gemeinsam mit einigen anderen alten Männern und Frauen aus der Europäischen Union hatte einfallen lassen. Das Ergebnis dieses Zusammenkommens in der Stadt der Liebe war schließlich ein liebloses Staatenkonstrukt, das genauso hieß wie eine ehemalige Teilrepublik im ehemaligen Jugoslawien, jetzt aber damit überhaupt nichts mehr zu tun hatte. Bosnien und Herzegowina waren jetzt ein eigener Staat. Und man konnte wieder hinfahren, ohne Angst haben zu müssen, dass man erschossen wird. So zumindest stand es in diesem Papier.

Im ersten kriegsfreien Sommer kamen sie daher aus aller Herren Länder zurück nach Livno: die Gastarbeiter und Flüchtlinge aus Deutschland, Österreich, der Schweiz, aus Italien, Amerika,

Australien und wo sonst noch überall Menschen leben und arbeiten, die einst so wie ich in Livno geboren worden waren, aber schon lange nicht mehr in Livno lebten, um ihre Verwandten, ihre Bekannten und vor allem ihr Hab und Gut zu sehen.

Am meisten freute ich mich auf die vollbusige Suzana, deren Vater seit über dreißig Jahren in Frankfurt am Main lebte und sich ein kleines Vermögen mit Bausilikon verdient hatte. Vor dem Krieg war Suzana jedes Jahr im Sommer nach Livno gekommen und schon damals zeichnete sich ab, dass sie eine richtige Femme fatale werden würde.

Als Suzana schließlich 1996 nach vielen Jahren der Abwesenheit in unser Dorf kam, wurden wir alle mit einem Deutschen namens Kevin konfrontiert, der das alleinige Recht hatte, Suzanas Busen anzufassen. Dank Kevin war nicht nur mein Sommer, sondern auch der der anderen Jungs aus meinem Dorf ruiniert.

Wir, und damit meine ich all die Jungs aus meinem Dorf, waren alle irgendwo zwischen 1968 und 1974 geboren. Als der Krieg 1990 aus dem benachbarten Kroatien schließlich zu uns nach Bosnien und Herzegowina überschwappte, waren wir alle junge Männer zwischen 16 und 22 Jahren. Schüler und Studenten, die plötzlich nicht mehr an der Schule oder der Universität, sondern an der Front gebraucht wurden.

Ohne militärische Ausbildung und ohne Widerrede gaben die meisten von uns ihre besten Jahre her und ließen sie in selbst ausgehobenen Schützengräben, in provisorisch zusammengezimmernten Stützpunkten und in den Wäldern Bosniens liegen. Als der Krieg dann zu Ende war, standen wir alle da, ohne Schulabschluss oder Studienplatz, mit heruntergelassenen Hosen und chronischer Arthritis und ohne jegliche Aussicht, Suzana jemals an den Busen fassen zu dürfen.

An einem heißen und trostlosen Sonntag im Jahr 1996 kam mein Vater zu mir und sagte: „Junge, hier gibt es keine Zukunft für dich. Hör auf deinen alten Vater und geh nach Deutschland.“ Ich kann mich noch genau an seinen Gesichtsausdruck und besonders an den Ton in seiner Stimme erinnern. Da war nichts Bettelndes, nichts Anweisendes und auch nichts Verzweifeltes. Er sagte diesen Satz in aller Seelenruhe, sodass mir nichts anders übrigblieb, als darüber nachzudenken. Und das tat ich.

Ich habe vor einigen Jahren etwas von japanischen Kriegern gelesen, und da hieß es, dass man nicht mehr als sieben Atemzüge machen soll, um eine Entscheidung zu fällen. Ich brauchte keine drei, um meinem Vater recht zu geben.

Bereits am darauffolgenden Dienstag standen wir beide am Busbahnhof in Livno. Ich hatte eine mit ein paar Habseligkeiten gepackte Sporttasche in der Hand und 300 geliehene Mark in der Jackentasche.

„Du wirst doch jetzt nicht weinen“, sagte mein Vater zu mir, gab mir die Hand und drückte mich noch einmal an sich. Dann schob er mich in den Bus. Ich nahm auf dem erstbesten Sitz Platz und sah durch das Fenster, wie mein Vater mich mit einer Geste, die durchaus etwas Militärisches hatte, verabschiedete.

„*Ajmo s pomoću Božjom*“, rief der dicke Busfahrer den Herrgott um Beistand an und machte sich mit uns auf den Weg nach Stuttgart.

Mein Vater hatte dort einen Bekannten, bei dem ich ein paar Tage schlafen konnte und der mir einen Job in Deutschland verschaffen wollte. Dieser Bekannte arbeitete irgendwo auf dem Bau. Bauarbeiter war zwar nie mein Traumjob, aber in jener Situation spielte das keine Rolle. Hauptsache, ich hatte Arbeit und konnte ein wenig Geld verdienen.

Schon kurz nach der Abfahrt aus Livno packte die ersten Reisenden der Hunger und sie begannen, ihn zu stillen. Nichts Außergewöhnliches, könnte man meinen, wenn die Reisenden nicht Kroaten oder sagen wir mal Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien gewesen wären. Ich kann nichts dazu sagen, wie Amerikaner, Südafrikaner oder Inder reisen und dabei essen, aber ich weiß sehr wohl, wie das bei meinen Landsleuten aussieht. Als ob sie einen Drei-Tages-Marsch hinter sich hätten, machten sie sich über ihre *slanina* und *luk*, manchmal auch *paradajz* her, ihren mitgebrachten Schweinespeck, Zwiebellauch und manchmal auch Tomaten, die sie chirurgisch genau auf ihren Frühstücksbrettchen in mundgerechte Portionen schnitten. Immer nach dem gleichen Muster: zuerst ein Scheibchen Brot als Trägermaterial, dann einen Streifen Speck und ein Achtel Tomate obendrauf. Dann schnell in den Mund damit und zum guten Schluss noch einmal herzhaft vom Zwiebellauch abbeißen. Das Ganze mit irgendwas hinunterspülen, am Ende noch eine *loza*, einen Schnaps, damit das verspeiste Essen im Magen leichter verdaut werden kann, und nach wenigen Minuten drei oder vier Mal aufstoßen.

Wenn dann schließlich gefühlte Dreiviertel der Reisenden aufstoßen, wohlgemerkt in einem Fahrzeug, in dem man keine Fenster öffnen kann, dann ist schon nachzuvollziehen, warum immer weniger Bosnier mit dem Reisebus reisen.

Nach diversen Stopps in Bosnien und Kroatien war der Bus schließlich bis auf den letzten Platz besetzt.

Ich erinnere mich noch gut, dass ich damals lange gegen die Müdigkeit angekämpft habe. Nicht, weil ich mich an den Städten und Dörfern, an denen wir vorbeifuhren, nicht sattsehen konnte oder die Luft im Bus zu speck- oder lauchgeschwängert gewesen wäre,

sondern schlicht und einfach aus Angst vor der Zukunft. Immerhin hatte ich erst wenige Stunden zuvor meine Heimat verlassen und war auf dem Weg zu einem mir völlig unbekanntem Bekannten meines Vaters, in ein Land, in dem mir alles unbekannt war. Seit jener Busfahrt ist mir das Gefühl des Unbekannten sehr bekannt. Aber irgendwann nach der deutschen Grenze bin ich dann doch eingeschlafen.

Um halb fünf in der Frühe am nächsten Morgen weckte mich der dicke Busfahrer mit den Worten: „*Ajmo momak*“. Wörtlich übersetzt bedeutet das „Auf geht’s, Junge“, aber so, wie dieser dicke Mann das sagte, klang es eher wie „Raus hier, du Penner!“

Ich stieg aus, stellte mich instinktiv etwas abseits und schaute zu, wie die anderen Passagiere einer nach dem anderen zielstrebig weggingen oder von Freunden, Bekannten oder ihren Liebsten abgeholt wurden. Irgendwann war auch der letzte meiner Mitreisenden abgeholt oder unterwegs. Der dicke Busfahrer schloss die Gepäckraumtür, setzte sich ans Steuer und fuhr davon.

Zurück blieb nur ich.

Drei Zigaretten und einige schöne Augenblicke des Sonnenaufgangs später war mir klar, dass mich niemand abholen würde. Niemand hatte mich bestellt, und keiner wartete auf mich.

Ich weiß noch genau, wie ich an jenem Morgen am Stuttgarter Omnibusbahnhof an die Abschiedsworte meines Vaters zurückdachte: „Du wirst doch jetzt nicht weinen.“ Hätte er gesagt „Lass was von dir hören“ oder „Wir sehen uns“, hätte ich mir von den 300 Mark sofort ein Ticket zurück nach Bosnien gekauft. Aber er sagte: „Du wirst doch jetzt nicht weinen.“ Und auch wenn er nie eine besondere Schulbildung genossen hatte und zweifelsohne auch kein Psychologe ist, wusste er trotzdem verdammt gut, was er damit bewirken würde.

Ein Bosnier weint nicht. Ich meine natürlich nicht, dass wir nie weinen. Wenn wir uns mit einem Hammer auf den Finger schlagen, fluchen und heulen auch wir. Ich meine etwas anderes. Wenn er vergessen, gedemütigt oder verletzt wird, dann kommt all sein Trotz und Stolz zum Vorschein und in solchen Situationen kneift ein Bosnier die Arschbacken zusammen und geht einfach darauf los. Und genau das tat auch ich.

Ich lief vom Omnibusbahnhof aus einfach in irgendeine Richtung. Auch wenn sich das jetzt vielleicht ein wenig verrückt anhört: Ich fand meinen ersten Tag in Deutschland schön. In einem Supermarkt, der gerade aufgemacht hatte, kaufte ich mir das billigste Brot und die billigste Wurst, die ich fand. Ich aß auf einer Wiese im Park, trank Wasser aus dem Hahn in einer öffentlichen Toilette und sah mir Stuttgart an. Den ganzen Tag. Ich verschwendete keinen Gedanken an den unbekanntem Bekannten meines Vaters, keinen Gedanken an meine Eltern, keinen Gedanken an meinen Bruder oder sonst jemanden, den ich in Bosnien zurückgelassen hatte. Dass sich der Bekannte meines Vaters lediglich verspätet haben könnte und jetzt auf dem Busbahnhof auf mich wartete: Das kam mir nicht einmal in den Sinn. Ich mag nicht der intelligenteste Mensch auf Erden sein, aber ich wusste sehr wohl, dass der ominöse Freund nie auftauchen würde. Ich sollte recht behalten. Bis heute.

Ich lief irgendwelche Straßen hinauf und hinunter und versuchte mir zu merken, wie ich wieder zurückkam. Hänsel und Gretel streuten Brotkrümel, ich sammelte im Kopf die Bilder von Geschäften, markanten Häusern oder Straßenschildern, die mir als Orientierungspunkte auf dem Rückweg dienen konnten.

Was ich auf meinen Vorstößen und Rückzügen sah, gefiel mir, und an meinem ersten Tag in Deutschland fühlte ich mich wie bei

der Exkursion in der achten Klasse, als wir unter der Leitung der Frau Svoboda unsere Klassenfahrt nach Dubrovnik machten.

Ich lief umher und meine Augen und meine Ohren saugten so viel Energie auf, dass ich alleine davon hätte eine Weile überleben können.

Ich sah das erste Mal in meinem Leben echte Straßenbahnen. Heute sind sie nichts Besonderes mehr für mich, aber damals kamen sie mir vor wie Spaceshuttles auf Schienen.

Im Gegensatz zu den Omas in meiner Heimat, die traditionell dunkel bis schwarz gekleidet waren, sah ich in Stuttgart das erste Mal ältere Damen in farbenfrohen Kleidern. Sie saßen in Cafés, tranken Cocktails und rauchten: alles Dinge, die meine Großmutter niemals gemacht hatte.

Ich sah viele Menschen, die ganz unterschiedlich gekleidet waren, unterschiedlich liefen, unterschiedlich redeten und überhaupt ganz unterschiedlich zu sein schienen. Alle auf einem Haufen. Und das fand ich mehr als interessant. So verbrachte ich den Rest des Tages damit, mir Stuttgart und seine Menschen anzusehen.

Dann kam der Abend.

Mein erster in Stuttgart. Ich saß lange auf einer Parkbank am Schlossplatz. Selbstverständlich wusste ich nicht, dass es der Schlossplatz war. Für mich war es damals einfach nur eine große Grünfläche, auf der zuerst ganz viele Menschen saßen und sehr viele verliebte Pärchen lagen. Je später der Abend und je dunkler die Nacht wurden, desto leerer wurde die Wiese. Zuerst gingen diejenigen, die nicht engumschlungen am Boden lagen und einander küssten, und irgendwann machten sich auch alle Liebenden in Stuttgart auf den Weg dorthin, wo man sich bequemer hinlegen konnte.

Abgesehen von vereinzelt Spaziergängern war ich bald der Einzige, der immer noch hier war.

Wieder kämpfte ich lange mit der Müdigkeit, schließlich stand ich auf und ging in Richtung unbekannt. Als ich an einer großen Kirche in der Nähe des Schlossplatzes vorbeikam, sah ich, dass die Seitentüre nicht abgeschlossen war.

Ich ging hinein. Weniger, weil ich das Bedürfnis hatte, mich mit Gott zu unterhalten, sondern eher aus dem Bauch heraus. Ohne Sinn. Ohne Verstand. Ohne Absicht. Doch die sollte schnell kommen.

Ich betrat also die Kirche. Als ich mir sicher war, dass da kein Mensch war, legte ich mich in die letzte Bankreihe. Vielleicht wollte ich mich nur kurz ausruhen, aber ich schlief sofort ein.

Nur einmal bin ich kurz aufgeschreckt, da war es draußen schon dunkel. Offensichtlich störte es den lieben Herrgott nicht, dass ich im Hotel St. Eberhard nächtigte, und solange Er einverstanden war, interessierte mich nicht, was Menschen dazu sagen könnten.

Jene Holzbank in der Domkirche St. Eberhard in Stuttgart sollte noch für einige Tage mein Bett sein. Ich schäme mich nicht dafür, aber ich bin auch nicht stolz darauf. Es musste so sein und es hätte auch schlimmer kommen können.

Alleine schon wegen jener Nächte, meiner ersten in Stuttgart, werde ich nie aus der Kirche austreten, denn zu mir war die Kirche gut.

Die Stadterkundungen machten mir von Tag zu Tag immer weniger Spaß, denn die Freude am Neuen war getrübt durch die Angst zu versagen. Ich dachte darüber nach, was meine Eltern wohl dachten. Ob sie sich Sorgen machten. Ob sie ahnten, dass mich keiner abgeholt hatte und ich nun in einer Kirche schlief.

Immerhin hatte ich sie seit Tagen nicht angerufen.

Heute lache ich darüber und schüttle den Kopf über diese Fragen, denn selbstverständlich machten sie sich Sorgen. Aber ich hatte mir geschworen, mich erst bei ihnen zu melden, wenn ich in meinem neuen Leben angekommen war.

Mir war klar, dass ich nicht für den Rest meines Lebens tagsüber Stuttgart zu Fuß erkunden und nachts in der Domkirche St. Eberhard schlafen konnte. Aber was hätte ich machen sollen? Mich bei der Polizei oder einer anderen staatlichen Stelle melden? Ohne ein Wort Deutsch zu können? Oder bei meinen Eltern anrufen und ihnen die Wahrheit sagen? Oder mich an irgendwelche Landsleute kletten, denn ich hörte damals viele Menschen kroatisch oder serbisch sprechen, und hoffen, dass sie sich meiner erbarmten?

Ich beschloss also nicht nur, nicht zu weinen, sondern auch, mich erst dann zu melden, wenn ich es geschafft hatte. Alles dazwischen kam nicht in Frage.

Wenn du in Bosnien aufgewachsen bist, dann tickst du anders. Versagen ist da keine Option. Egal, wie aussichtslos etwas auch zu sein scheint.

Ich glaube nicht an viele Dinge. Und von den wenigen Dingen, denen ich Glauben schenke, gibt es solche, an die ich sehr glaube, und solche, an die ich weniger glaube.

So glaube ich zum Beispiel sehr an das Gute im Menschen. Aber ich glaube nur bedingt, dass viele Menschen Gutes tun. Ich glaube fest daran, dass man im Leben alles erreichen kann, wenn man es nur bedingungslos will. Ich glaube aber kaum, dass viele Menschen die Bedeutung des Wortes bedingungslos kennen. Ich glaube sehr, dass es irgendetwas geben muss, das schlauer ist als wir Menschen oder die Natur. Manche nennen es Gott, andere Schicksal, Dritte

wiederum haben irgendeinen galaktischen Begriff dafür. An Zufälle glaube ich hingegen nicht.

Und der Alte war kein Zufall.

Der Alte heißt eigentlich Karl-Heinz. Oder einfach nur Kalle, wie wir ihn alle nennen. Ich traf ihn an meinem sechsten Tag in Deutschland.

An meinem fünften Tag in Deutschland wachte ich früh morgens in der Domkirche St. Eberhard auf und schlich mich durch die Seitentür hinaus. Nach einem ernsten Gespräch, das ich mit meinem Inneren geführt hatte, beschloss ich, so lange in Deutschland zu bleiben, wie mir die 300 Mark reichten, ohne zu stehlen. Wenn das Geld aufgebraucht war und ich noch immer keinen Job hatte, konnte ich mich immer noch auf dem Busbahnhof herumtreiben und auf den dicken Busfahrer warten, der mich hergebracht hatte. Ich würde ihn dann bitten, mich wieder mit zurück zu nehmen, um dann aus Verachtung vor mir selbst sterben.

Aber soweit war es noch nicht. Ich hatte noch mehr als 280 Mark in meinem Geldbeutel, ich hatte ein reines Gewissen und den Glauben, dass ich es schaffen würde. Also ging ich wieder los, um mein neues Leben zu suchen. Ich hätte nie gedacht, dass ich es in Form einer Notiz finden würde, aber es war genau dieser Zettel, auf dem handschriftlich „Reifenmonteur gesucht“ stand, der mein Leben für immer prägen sollte.

Er klebte an einer grünen Werkstatttür in der Straße, in der ich später meine erste Wohnung haben sollte. Ich nahm ihn ab und lief vier Kilometer zu einer Buchhandlung, die ich auf meinen Streifzügen entdeckt hatte. Dort suchte ich ein Wörterbuch Deutsch-Serbokroatisch.